

**Peter-André Alt**

**Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung. Die Bedeutung der Wissenschaft in der freiheitlichen Demokratie**

**Rede aus Anlass der Verleihung des Universitas-Preises der Hanns Martin Schleyer-Stiftung am 30. November 2017 im Allianz-Forum Berlin**

Bertolt Brechts Galileo Galilei hat einen Traum, den Traum von der Wirksamkeit wissenschaftlichen Beharrungsvermögens. Ihn speist die Hoffnung, dass autoritäre Dogmen nichts ausrichten können gegen die Überzeugungskraft triftiger Beweise und Indizien. Diese Überzeugungskraft, so weiß Galilei, muss durch unbestechliche Beobachtungskunst, intellektuelle Ausdauer und geistigen Mut immer wieder neu erarbeitet werden. Das ist beschwerlich, denn es fordert weite Wege und einen langen Atem. "Ja, wir werden alles, alles noch einmal in Frage stellen. Und wir werden nicht mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts gehen, sondern im Schneckentempo." (GW 3, 1311)

Die große Fahrt der kopernikanischen Erkenntnis wird am Ende aufgeschoben, weil Galilei seine Einsichten, von der Inquisition gezwungen, widerrufen muss. Aber nicht nur der Widerstand der alten Autoritäten verzögert den Aufbruch zu neuen Ufern. Zur wissenschaftlichen Erkenntnis gehört generell, dass sie nicht geradlinig verläuft, sondern unter Rückwärts- und Seitenbewegungen. Für Galilei steht das verknöcherte System des Geozentrismus mit seinen scholastischen Setzungen und theoretischen Vereinfachungen gegen die Kraft des klaren Sehens, der Vernunft und Vorurteilslosigkeit. Brecht hat diese Spannung in der ersten Fassung seines Stücks, die 1938/39 im dänischen Exil niedergeschrieben wurde, recht schematisch dargestellt. Nur sechs Jahre später, unter dem Eindruck des Atombombenabwurfs über Hiroshima und Nagasaki, konnte er seine einfachen Antinomien nicht mehr aufrechterhalten. Hier die alte Welt der Vorurteile, dort das Fortschrittsdenken der modernen Empirie - das war nun zu simpel. Dass auch eine progressive Wissenschaft sich, wenn sie zur Praxis führt, in ethische Konflikte verstricken kann, bewies die Geschichte der modernen Atomphysik mit schrecklicher Konsequenz. Die reine Vernunft der Forschung wird verschlungen von der Dialektik der Aufklärung. Sie und nicht der Marxismus ist das wahre Gespenst, das im 20. Jahrhundert in Europa umgeht. Nach ihr gibt es keine einfache Trennung zwischen Wahr und Falsch, zwischen Hell und Dunkel. Auch die Rationalität des Fortschritts kann zur Magd inhumaner Anwendungen und Zurüstungen, zum Objekt der Manipulation werden.

Das Beispiel zeigt, dass man, wo es um Wissenschaft geht, vorsichtig sein muss mit schematischen Gegensätzen. Heute reden wir wieder von der Spannung zwischen

Vernunft und Gegenvernunft, zwischen Fakten und Lügen. Als vor einem halben Jahr überall in Deutschland der großartige "March for Science" stattfand, hielten viele Menschen Schilder hoch, auf denen stand "Nur die Tatsachen zählen". Ganz so einfach ist es leider nicht, ganz so leicht macht es uns zumindest die Wissenschaft nicht. Natürlich existieren unumstößliche Fakten, die durch die Forschung gesichert sind. Dass Impfungen Krankheitsrisiken reduzieren, gehört ebenso zu solchen Fakten wie die Notwendigkeit des Klimaschutzes, die sich aus der allgemeinen Klimaentwicklung mit gesteigerten Emissionswerten und zunehmender Erderwärmung ergeben. Es steht außer Frage, dass die Wissenschaft Tatsachen hervorbringt, von denen man etliche als dauerhaft und beständig bezeichnen kann. Aber wissenschaftliche Erkenntnis schafft auch Zwischenebenen, einen gleitenden Wandel klarer Bezugsgrößen, der aus dem Wechsel von Perspektiven, Haltungen und Methoden resultiert. Jede Physikerin, jeder Mathematiker, jeder Historiker und jede Biochemikerin wird das bestätigen; die Zahl der unumstößlichen Tatsachen, auf die eine Disziplin sich verlassen kann, weil sie seit Jahrhunderten immer wieder neu bestätigt wurden, ist endlich. Vieles von dem, was lange Zeit als unverbrüchlich objektives Faktum gilt, wird irgendwann zum Irrtum erklärt und in die Rumpelkammer der Forschungsgeschichte verbannt. Ohne diese Dynamik wäre die Wissenschaft statisch, im schlimmsten Fall starrsinnig wie die Inquisitionsrichter Galileos.

Zu den ärgerlichen Konsequenzen der Wissenschaftsfeindschaft, die seit einigen Jahren in Kreisen religiöser Fanatiker und populistischer Vereinfacher um sich greift, gehört es, dass die Ambivalenz von Forschungsergebnissen zunehmend verlorenzugehen droht. Verständlich ist, dass sich die Wissenschaft selbst mit dem Hinweis auf Fakten verteidigt, wenn sie sich dem Vorwurf der Manipulation ausgesetzt sieht. Aber die simple Opposition zwischen Tatsachen und Lüge, Wahrheit und Wahrheitsfeinden verkürzt die Sachlage. Natürlich gibt es Fakten, die unhintergebar sind. Ihren Leugnern müssen wir uns im Namen des Objektivismus entgegenstellen, wo sie auch auftreten mögen. Aber Wissenschaft ist mehr als Faktenerzeugung durch Beobachtung, Experiment, Hypothese, Regeldefinition. Schon Lessing formulierte 1777: "Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern, die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen aus." Lessings Diktum verlagert den Schwerpunkt von der vermeintlichen Objektivität der Wahrheit zur subjektiven Suche nach ihr. Aus guten Gründen lässt sich bezweifeln, ob man überhaupt einen verbindlichen, kohärenten Wahrheitsbegriff zur Grundlage wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens machen kann. Deren Ziel ist weniger die Gewinnung absoluter Gewissheiten als die Erschließung von Formen und Strukturen, in denen neue Sichtweisen freigesetzt werden. Wissenschaft bedeutet

Reflexion, Urteil, Abwägung, oftmals auch Konstruktion, Modellbildung, offene Diskussion. Ihrem Ziel nach geht die Wissenschaft aufs Ganze der objektiven Erkenntnis. Doch ihrer Form nach konstituiert sie einen Raum der dynamischen Denkbewegung, in dem nichts Festes, Permanentes existiert. Die wissenschaftliche ist jene Haltung, die erkennt, dass alles, was ist, auch anders sein könnte - so hat es der Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann formuliert. Das legitimiert keinen Eskapismus oder Utopismus, keine irrsinnigen Weltfluchten; schon gar nicht ständiges Bewohnen des Elfenbeinturms, intellektuelles Exil, abgewandte Forschung. Stattdessen geht es um die Fähigkeit, die Welt in Versionen zu denken, in immer wieder neuen Varianten und Alternativen. Szientifische oder hermeneutische Erkenntnis gelingt nur dort, wo das Bestehende in Experimenten und Deutungsmustern, in Proberechnungen und Hypothesen simuliert, hinterfragt und als anders vorstellbar gefasst wird.

Wissenschaftliches Denken bedeutet Möglichkeitsdenken - ein Begriff, den ich mir vom österreichischen Schriftsteller Robert Musil ausleihe. In Möglichkeiten denkt, wer die Wirklichkeit als 'Aufgabe' und 'Erfindung' begreift, wie es in Musils Roman "Der Mann ohne Eigenschaften" heißt. Aufgabe ist die Wirklichkeit, weil sie uns stetig fordert, ohne genau umrissen zu sein; Erfindung, weil sie viel mehr von unserer Imagination in sich trägt, als wir vermuten mögen. Bei Musil bleibt der Begriff des Möglichkeitsdenkens eng mit der wissenschaftlichen Haltung verbunden. Denn nicht nur der Sinn für exakte Tatsachen, sondern auch die Vorstellungskraft der Phantasie, die Welt in Alternativen zu modellieren, bildet ein Element des forschenden Habitus.

Eine wesentliche Bedingung des Möglichkeitsdenkens und damit der Wissenschaft ist Freiheit. Warum benötigt Forschung Ungebundenheit und Unabhängigkeit von externer Steuerung? Die Antwort ist klar: Experimente, offene Hypothesen und Prozesse der Urteilsbildung verlangen Freiräume des Denkens. Wer vorher genau festlegt, worüber nachgedacht und geforscht wird, blockiert Kreativität und Originalität. Wissenschaft bedarf der Zuschreibung von Freiheit, gewissermaßen einer Lizenz zum Unberechenbaren, ohne die sie nie auskommen kann. Wer sie zu bestimmten Themen, Methoden und Lösungsmustern zwingt, schränkt nicht nur ihre Leistungskraft ein. Er blockiert das wissenschaftliche Denken an seinem Nervenpunkt, der Fähigkeit nämlich, die Pluralität unserer Welten zu durchschauen und ihre verschiedenen Versionen in Alternativen zu durchzuspielen. Freiheit und Wissenschaft bilden dabei ein balanciertes System, in dem Geben und Nehmen harmonisch aufeinander abgestimmt sind. Weil nur in freien Gesellschaften freie Wissenschaft gedeiht und umgekehrt freie Wissenschaft der Gesellschaft Freiheit gibt, gehören beide Ebenen zusammen. Wie sieht dieses Verhältnis genau aus?

Wissenschaft, so hatte ich festgestellt, konstruiert Welten. Sie tut das über Modelle und Interpretationen. Sie bietet Alternativen, Versionen, vom Status quo Abweichendes an. Sie nimmt dabei Ambivalenzen, Widersprüche, ja Brüche in Kauf. Sie fordert die Bereitschaft, Perspektiven zu verändern oder sogar komplett zu wechseln. Sie konsumiert keine Freiheit, sondern benötigt sie als ihre Bedingung. Und sie gibt sie jedem, der sie ihr gewährt, neu zurück: als Freiheit der Deutung und Meinungsbildung, des Urteilens und Folgerns. Die Wissenschaft kann unsere angestammten Welten zertrümmern, aber sie baut dafür neue auf, andere, aufregende, unbekannte, manchmal auch noch komplexere, anstrengendere. Sie ebnet keine einfachen Wege, sie ist selten geradlinig. Wer sich auf sie einlässt, gewinnt im Gegenzug zur Freiheit, die jede Gesellschaft der Wissenschaft einräumen muss, neue Blickwinkel und Erfahrungsräume hinzu.

Die Autonomie der Wissenschaft impliziert weder anarchische Strukturen noch Chaos. Sie verlangt lediglich Unabhängigkeit von bürokratischen, politischen oder sozialen Anforderungen - Abstand zum 'Apparat der Daseinsfürsorge', wie Karl Jaspers das nannte. Das war bekanntlich schon die Idee der deutschen Universität, die Wilhelm von Humboldt in seiner 1808 entstandenen Denkschrift vertrat. Freiheit der Wissenschaft als Freiheit gegenüber externen Konditionierungen: ein Modell, das bis heute erfolgreich und wirksam ist. Es bedeutet nicht, dass die Wissenschaft sich gesellschaftlicher Verantwortung entziehen oder im Selbstbezug einschließen darf. Ihre Freiheit ist Freiheit von allen thematischen Verordnungen und Dekreten. Aber nutzen soll sie ihre Autonomie, indem sie sich den Fragen der Gegenwart von der Bevölkerungsgesundheit über den Klimaschutz bis zu globaler Ungleichheit, Migration und Integration, von Digitaltechnologien bis zu demographischer Entwicklung stellt. Die soziale Verantwortung der Wissenschaft ist frei von politischen Direktiven, dadurch jedoch umso gewichtiger und nur so in ihrer Besonderheit möglich.

Wenn Freiheit durch Wissenschaft genutzt und gegeben wird, dann wäre alles gut und die Welt im Lot. Woher aber kommt der Vertrauensverlust, den die Wissenschaft in den letzten Jahren erlitten hat? Man könnte es sich leicht machen und sagen: Er wird durch jene nicht ganz kleinen Teile der Gesellschaft befördert, die, unduldsam und narzißtisch, denkfaul und selbstgefällig, nur hören wollen, was ihnen in den Kram passt. Diese einfache Deutung ist nicht falsch, aber sie reicht kaum aus, das Problem zur Gänze zu erklären. Denn der genannte Vertrauensverlust ist fraglos auch selbstverschuldet. Wachsende Zweifel an wissenschaftlicher Redlichkeit durch Plagiats- und Fälschungsskandale haben der Wissenschaft schwer zugesetzt. Bringt sie die gebotene Selbstkontrolle auf, die nötig ist, um ihre Standards kontinuierlich zu überprüfen? Das fragen sich immer mehr Menschen. Nun sind die Mechanismen der Qualitätssicherung in den letzten Jahren erheblich verbessert worden. Peer Review-Verfahren vieler

Journals schließen mittlerweile die Nachmessung von Daten, die Prüfung von Visualisierungen und Modellen ein. Der Einsatz erprobter Plagiatssoftware ist flächendeckend, und in den meisten Graduiertenschulen gehören Kurse zu guter wissenschaftlicher Praxis zum Standardprogramm für die Doktoranden.

Und dennoch wird es uns nicht gelingen, die Vertrauenskrise zu beheben, wenn wir nicht an deren Wurzeln gehen. Diese Krise nämlich ist ein Resultat der Überforderung der Wissenschaft und das Ergebnis einer selbsterzeugten Produktionsdynamik, die gefährliche Konsequenzen zeitigt. Die wissenschaftliche Publikationstätigkeit hat sich in den letzten 250 Jahren, parallel zur Expansion des literarischen Marktes, permanent erweitert. Zwischen 1760 und 1960 verdoppelte sich die Zahl der Zeitschriftenveröffentlichungen alle 15 Jahre; seit einiger Zeit wächst sie jährlich um acht Prozent. 1995 wurden weltweit 11.000 Wissenschaftsjournale geschätzt, 2012 waren es schon 28.000. 2015 belief sich die Zahl der Forschungspublikationen auf zwei Millionen Bücher und Artikel. Früher las man immer wieder dieselben Texte; heute liest man viele Texte oberflächlich, flüchtig, ohne Wirkung auf das eigene Denken.

Gerade der wissenschaftliche Nachwuchs ist vom Publikationszwang entschieden betroffen. Als ich promovierte - das liegt über dreißig Jahr zurück - galt es als selbstverständlich, dass die Dissertation die erste Veröffentlichung überhaupt war. An meiner Habilitationsschrift, die ein hohes Pensum an Quellenrezeption verlangte, saß ich später sechs Jahre, ohne dass ich parallel andere Projekte verfolgte oder anderes publizierte. Mein akademischer Lehrer unterstützte mich in meiner oft Monate andauernden Lese- und Schreibklausur und betonte, dass es auf Konzentration, Ruhe, langen Atem ankomme. Diese Zeiten sind vorbei, und fast wirkt das, was ich hier berichte, antiquiert. Heute wird bereits von Doktorandinnen und Doktoranden reges Publizieren, stetige Tagungsteilnahme, Schreiben eigener Papers und Vorträge geradezu selbstverständlich verlangt. Publish or Perish - diese Alternative gilt schon, bevor die wissenschaftliche Laufbahn überhaupt dauerhaft eingeschlagen wird. Dass dabei die Qualität ebenso wie die Originalität leiden müssen, liegt auf der Hand. Texte werden mehrfach verwertet, Bausteine aus älteren Veröffentlichungen benutzt, Urheberrechtsfragen missachtet. Der Druck aber wächst, und niemand ist da, der die Überforderungsdynamik aufhält.

Eigentlich müssten die älteren, die erfahrenen Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer bei der Betreuung an das Arbeitsprinzip der Ruhe erinnern und ihre Mentees vor hektischer Betriebsamkeit warnen. Sie schaffen das aber nicht, weil sie selbst im System der unaufhörlichen Leistungsschau feststecken. Zu ihm gehört der Impact-Terror, der Wahn, dass man jedes Paper auf seine Wirkung messen und anhand entsprechender Zitationsnachweise bewerten könne. Dazu zählen die Evaluationen und

Rankings, durch die sich rein wirtschaftlich denkende Agenturen und Firmen, aber leider auch zahlreiche Großverlage mit Daten vollfressen, um sie später an die Universitäten, von denen sie stammen, zu verkaufen. Unser System der quantitativen Leistungsmessung ist ein Hybridsystem, das gerade nicht zur Qualitätssicherung beiträgt, sondern zu Tagesurteilen, Nervosität und Management-Hektik. Sicherlich hat die Gesellschaft, die aus ihren Steuern die Wissenschaft finanziert, Anspruch auf vorzeigbare Ergebnisse. Aber Resultate dürfen nicht in kurzatmigen Zyklen vermessen und dadurch auf rein quantitative Faktoren reduziert werden.

Was für das forschende Individuum gilt, gilt auch für die Wissenschaft als System. Ihre Innovationskraft beruht nicht auf Umtriebigkeit, Dauerreisen und Hektik, sondern auf Ruhe, Gelegenheiten zum Ausprobieren und Mut zur Geduld. Wissenschaft benötigt Zeit, damit sie seriös sein kann. Zuzugestehen sind ihr Nischen für Verqueres, Schonzonen für Riskantes, aber auch Räume für Irrtümer. Die Voraussetzungen dafür schafft nur eine freiheitlich-demokratische Wertordnung. Kennen Sie eine Diktatur, die ihre Wissenschaft in Ruhe ließ? Der Nationalsozialismus tat das nicht, die Sowjetunion tat es nicht, die DDR nicht, und auch die Oligarchien des Nahen Ostens oder des fernen Asien kennen keine autonome Forschung. Wer der Wissenschaft Zeit verschafft, gibt ihr die Freiheit, die sie braucht. Unfreie Gesellschaften überwachen ihre Wissenschaft permanent, demokratische Gesellschaften sichern ihr Denkräume ohne Direktiven, Restriktionen oder Repressionen. Dass das Geschenk der Freiheit von der Wissenschaft nicht missbraucht werden darf und eine strikte Eigendisziplin fordert - gerade im Blick auf Publikationstätigkeit und Qualitätssicherung -, sollte zweifellos sein, ist aber im Zuge eines wachsenden Konkurrenzdrucks leider nicht mehr selbstverständlich.

Dennoch bleibt das Gebot der Autonomie ohne Alternative. Denn die Selbststeuerung der Wissenschaft - bei Themen, Methoden und Qualitätsprüfung - bildet die Bedingung ihrer Leistungskraft. Nur in Freiheit kann sie ihre besten Möglichkeiten entfalten. Das verlangt eine freie Gesellschaft, zu der eine Politik gehört, die der Wissenschaft Entwicklungsräume in Unabhängigkeit zugesteht. Das verlangt aber auch Bürgerinnen und Bürger, die die Ambivalenzen und Denkkoffenheiten, die Zumutungen und Vielfältigkeiten der Wissenschaft aushalten. Die nicht gleich nach dem Staat oder der Zensur schreien, wenn Forschung zu Ergebnissen führt, die ihnen nicht passen oder zu kompliziert und widerspruchsvoll sind.

Die Selbstverpflichtung liegt also auf zwei Seiten: auf der Ebene der Wissenschaft, die ihre Standards aus eigener Initiative kontrollieren muss, ohne das anderen zu überlassen, und auf der Ebene der Bürgerinnen und Bürger, die sich einer freien Wissenschaft würdig zeigen sollten, indem sie wahrhaft mündig sind. In beiden Punkten haben wir gerade heute offenbar erheblichen Nachholbedarf. Will man die Legitimationskrise

der Wissenschaft, die teils selbstverschuldet, teils durch Intoleranz hervorgetrieben wurde, nicht zu negativ sehen, so könnte man sagen: Es gehört zu einer freien Wissenschaftsgesellschaft, dass sie permanent vervollkommnungsfähig bleibt und in bestimmten Abständen Reparaturen vornimmt. Das bildet das bessere Erbe der Aufklärung, die offen und frei ist, wo sie sich ständig selbst korrigiert und auf diese Weise ihre eigene Dialektik, den Umschlag in Ideologie, vermeidet. Ihre vervollkommnungsverliebte, ihre dynamische und flexible Spielart, die auf Leibniz und sein Ideal der Perfektibilisierung zurückgeht, hätte vermutlich auch Brechts Galileo gefallen. Er wollte sich mit seinem neuen Weltbild auf große Fahrt machen, musste aber am Ende seinen Lehren vor der Inquisition abschwören. Passen wir auf, dass wir die neue geistige Inquisition - die Hassprediger und Populisten, die rechten Fanatiker und die Ideologen - nicht stark machen, indem wir uns ihre Vereinfachungen aufzwingen lassen. Bieten wir Ihnen im Wortsinn die Stirn und zeigen wir Ihnen, was im Kopf des Menschen steckt: eine Welt von tausend Möglichkeiten, geschaffen durch Intellekt und Imagination, Vernunft und Phantasie. Erweisen wir uns aber auch andererseits einer freien Wissenschaft würdig, indem wir uns zu ihren Regeln bekennen, einfachen Wahrheiten misstrauen und unbedachte Betriebsamkeit ebenso wie eitle Geltungssucht vermeiden. Wenn wir Wissenschaft in dieser Weise verantwortlich betreiben, erfüllen wir eine Kernidee unserer demokratischen Gesellschaft.